



## Ariane

Ariane

Die Hebamme hantiert um meine Frau herum, als hätte sie das alles schon hunderte Male gesehen. Ich stehe vor dem Fenster, starre in die sternenhelle Nacht hinaus. Der Mond scheint, als wäre alles wie immer, doch das ist eine Lüge. Ariane schreit erneut. So durchdringend, dass ich glaube, mein Trommelfell reißt. Alles an mir zittert, ich schlinge die Arme um die Brust. Gott, wie kann ich ihr nur helfen?

„Kommen Sie“, höre ich die ruhige Stimme der Amme. „Nehmen Sie ihre Hand.“

Meine Finger beben, als ich sacht nach Arianes schlanker Hand greife. Sofort schließen sich ihre Finger wie ein Schraubstock um meine. Irr starrt sie durch mich hindurch.

„Ich bin hier“, flüstere ich. Ich wünschte, ich könnte meiner Stimme die zuversichtliche Ruhe der Hebamme verleihen, doch das Zittern ist nicht zu überhören. Eine neue Wehe. Ein weiterer langgezogener Schrei.

„Der Muttermund öffnet sich. Aber sie verliert weiter Blut.“ Nun ist selbst in der Stimme der Amme eine Spur Sorge zu hören.

Ich sehe sie flehend an, kein Wort kommt über meine Lippen. Ariane schreit und schreit.

Die Hebamme rafft die weißen Laken zusammen, die wir zur Hochzeit von meinen Eltern geschenkt bekommen haben, und stopft sie unter den bebenden Leib meiner Frau. Sofort färbt sich das Weiß rot.

Übelkeit steigt in mir auf, schneller als die Flut vor unserem Wohnzimmerfenster. „Ich kann das nicht!“, presse ich hervor. Weiche zurück. Schließe die Augen. Was macht dieses Kind mit meiner Frau?

Stille.

Hinter mir scheint das Bett bedrohlich aufzuragen. Das Bett, in dem wir unsere Hochzeitsnacht gefeiert haben, in dem wir seit Monaten jeden Morgen nebeneinander aufwachen.

Dann ein neuer Schrei, anders dieses Mal. Ein kleines Wesen kämpft sich in die Welt, doch von meiner Frau kommt kein Laut. Ich lausche, will etwas hören und gleichzeitig habe ich Angst davor. Ariane schweigt.

Die Amme tritt hinter mich, legt mir ein warmes Bündel in den Arm. „Es ist ein Mädchen.“

„Meine Frau...“, beginne ich, doch meine Stimme bricht.

Die Hebamme schüttelt stumm den Kopf. Sie senkt den Blick und etwas in mir zerreißt. Ich presse das kleine Bündel so fest an mich, dass das Kind protestierend quiekt. Meine Schultern beben, ich muss hier raus.

Ohne einen Blick zurück zu werfen, reiße ich die Zimmertür auf und haste durch den Flur nach draußen.

Das Rauschen der Wellen empfängt mich. Stetig und ungezähmt. Dieses Geräusch ist so gewohnt und doch ist alles anders.

Ich falle auf die Knie, das Kind an meine Brust gepresst. Ich weiß nicht, wie lange ich dort hocke, bis ich den Leichenwagen höre. Um mich herum ist alles dunkel. Nur wenige Lichter sind in der Nacht zu sehen. Franks Hunde bellen, als der Wagen an ihrem Tor vorbeifährt, dann hält er vor unserer Tür. Es vergehen nur wenige Minuten, doch sie fühlen sich an wie eine Unendlichkeit. Der Motor startet erneut und der Wagen entfernt sich.

Merkwürdig ruhig schaue ich auf das Kind in meinem Arm herab. Was mit uns passieren wird, wissen nur die Sterne.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).